

Meinardus erklärte, dass der einzige Weg zu einer friedlichen Lösung der Zypern-Frage und des griechisch-türkischen Konflikts die Anbindung der Türkei an den Westen darstellt. Dieser

Einschätzung pflichtete die Moderatorin *Christiane Schlötzer-Scotland* bei und beendete das Online-Gespräch mit einer Danksagung und Verabschiedung.

Interdisziplinäres Symposium

Nomen est omen –

Die Bedeutung von Namen in südosteuropäischen Kulturen

Veranstalter: Balkanologenverband e.V., Europäische Akademie Berlin, Schroubek-Fonds Östliches Europa sowie Südosteuropa-Gesellschaft, Berlin, 28.–30. Oktober 2021

Bericht von Petra Himstedt-Vaid und Lumnije Jusufi (beide Berlin)

Zu dem interdisziplinären Symposium kamen Wissenschaftler*innen unterschiedlichster Disziplinen zusammen, um ihre Untersuchungen und Projekte zur Frage, welches die Konnotationen und Narrative von Namen sind, darzustellen und zu diskutieren. Die Tagung verfolgte folgende Fragestellungen: Welches sind die Benennungsmotive von Namen in Südosteuropa in geographischen, politischen, sozio-ökonomischen und künstlerischen Räumen, synchron und diachron? Durch welche Einstellungen und Absichten sind sie zu erklären? Unter welchen Rahmenbedingungen finden sie auf welche Weise Verwendung und werden aufrechterhalten, ausgetauscht oder aufgegeben?

Die Präsidentin des Balkanologenverbandes, *Gabriella Schubert*, begrüßte die vor Ort anwesenden und online zugeschalteten Teilnehmer*innen. Es sei im Vergleich zu früheren Tagungen wegen einiger pandemiebedingter Absagen eine kleine Runde, aber endlich treffe man sich wieder als Person. Der Kreis der Balkanologen sei immer klein, aber er öffne sich interdisziplinär. Die Namensforschung erfreue sich neben der wissenschaftlichen Erforschung auch einer Popularisierung in der Gesellschaft, denn viele Menschen wollten wissen: Wo kommt mein Name her?

Das Panel I „Zur Bedeutung von Namen in historisch-politischen Kontexten“ wurde durch einen einführenden Vortrag mit der Darstellung von Exonymen und Endonymen eröffnet. *Peter Jordan* (Wien) gab in „Die Verwendung von Exo-

nymen in mittel- und südosteuropäischen Schulatlanten als Ausdruck des politischen Wandels“ einen Überblick über die Namensgebung und den Prozess des Benennens. Endonyme sind Ausdruck von Besitz, Haus, Berg, Gewässer, bei der die nächstliegende Gemeinschaft das Recht hat, das Endonym zu vergeben. Exonyme sind die Benennung nach außen und auf natürlichem Wege entstanden, manche von oben oktroyiert. Sie haben meist praktische Gründe, um das Fremde nicht noch mehr zu entfremden. Geographische Namen spiegeln somit die Unterscheidung nach „mein, dein, unser“ und das Bedürfnis nach Territorialität wider. Anhand von Schulatlanten in verschiedenen Ausgaben stellte Jordan den Exonym- und Endonymgebrauch vor und nach der Wende in verschiedenen Ländern (Österreich, Tschechoslowakei/Tschechien, Ungarn und Rumänien) gegenüber. Insgesamt sei eine deutliche Akzeptanz von Endonymen nach der politischen Wende zu beobachten. In der folgenden Diskussion wurde auf die Problematik der an die Standardsprache angepassten Toponyme hingewiesen. Des Weiteren wurde die Frage nach der Methodik der Kartenerstellung gestellt, welche auf zwei Wegen realisiert würde, Bottom-up (empirisch) und Top-down (normativ).

Kira Sadoja (Düsseldorf) stellte in „Die Kampagne der Ortsnamenänderungen in Transkarpatien nach 1945 als Spiegelbild der sowjetischen Nationaldoktrin“ ihre Studien im Zeitraum von 1987 bis 2013 mit Informationen aus 86 karpatischen Dörfern vor. Zu Beginn des Vortrags

skizzierte sie die wechselvolle Geschichte Transkarpatiens. Von 1944 bis 1948 kam es zu einer Umbenennungskampagne: Namen anderer Völker und Hinweise auf Deutsche wurden getilgt. Anhand des Dorfes Nimecka Mokra zeigte Sadoja den Wandel eines Ortsnamens nach der Vertreibung und Deportation der Deutschen nach Sibirien auf. Auch die Polen und Vlachen, so Sadoja, seien diesen Prozessen unterworfen worden. Von der Umbenennung betroffen gewesen seien zudem Dialektwörter oder Namen, die als solche willkürlich deklariert wurden. Die Umbenennung habe ihr Ziel jedoch nicht erreicht, was Interviews zeigten. Die lokale Bevölkerung habe sehr wohl den Unterschied zwischen offiziellen und einheimischen Ortsnamen verstanden. Heute würden die alten Namen teilweise zurückgegeben. In der Diskussion am Ende des Panels wurde darauf hingewiesen, dass Wissenschaftler*innen ihrerseits zur Politikmachung der Toponymie mit beigetragen haben. Auch hier wurde über die Problematik der Standardisierung von Toponymen diskutiert.

In seinem Vortrag „Straßennamen in Rumänien und auf dem Gebiet der Republik Moldau im Wandel der Zeit: 20. und 21. Jahrhundert“ gab *Holger Wochele* (Mainz) mit dem Fokus auf die Straßennamen von Hermannstadt einen methodischen und theoretischen Überblick über Straßennamen aus onomastischer Sicht. In seinem empirischen Teil stellte Wochele Pflanzennamen (z.B. Garaofei „Nelkenstraße“), Abstracta (Straße der Demokratie, Straße der Brüderlichkeit), Toponyme mit nationalem und internationalem Bezug (zum Teil Partnerstädte), Berufsbezeichnungen (auch moderne Berufsbezeichnungen wie Eisenbahnangestellte, Stahlarbeiter) und Personennamen (Hermannstadt hat nur vier Straßen mit Frauennamen = 1,78 % der Straßennamen in Hermannstadt) vor. In der diachronen Betrachtung der Straßennamen spiegelt sich die politische Geschichte von Hermannstadt wider: Nach dem Systemwechsel ab 1989 kam es zu einer Zäsur. Straßennamen, die ab 1947 nach kommunistischen Politikern benannt worden waren, waren ab 1970 wieder verschwunden. Straßennamen, die an die siebenbürgisch-sächsische Geschichte erinnern, wurden reduziert, jedoch nicht vollständig getilgt. In der anschließenden Diskussion wurde auf die Sehnsucht der Ungarn nach der Monarchie hin-

gewiesen, wie sie sich beispielsweise in der „Königin-Elisabeth-Straße“ zeigt. Es wurde festgehalten, dass die Symbolik als Funktion bei Straßennamen überwiegt und sie dadurch eine deutliche politische Dimension erhält. *Peter Jordan* betonte, dass Straßennamen erst dann an Bedeutung gewinnen, wenn sie verändert werden.

Eugen Munteanu (Iași) stellte in seinem Vortrag „Theoretische Prinzipien und lexikographische Struktur eines historischen Wörterbuchs der rumänischen Ethno-Choronyme“ sein Projekt vor, dessen Ergebnis ein historisches Wörterbuch der Länder- und Völkernamen mit sämtlichen Ableitungen ist. Ethnonyme sind biblische Völker, aus der Mythologie bekannte Völker, antike Völker, die aus der Literatur belegt sind, Völker der Moderne und gelehrte ethnische Bezeichnungen. Für das Wörterbuch berücksichtigt werden historische Quellen in der Form, wie sie wiedergegeben worden sind, rumänisch-slawische Glossare, Sprachatlanten vom Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts sowie Belletristik. Als Fallbeispiel stellte Munteanu den Wörterbuchartikel „Grecia“ vor, mit der ältesten Form *Elada*. Hinzugezogen werden für die jeweiligen Einträge nur rumänische Belege; Belege aus anderen Sprachen werden berücksichtigt, wenn sie zur Erhellung beitragen. Der Mehrwert des Wörterbuchs ist, dass es sehr viel mehr Belege als im Akademiewörterbuch gibt, es aber auch insgesamt sehr viel Sprachmaterial enthält, was auf die Größe und Länge des Projektes zurückzuführen ist. Im Diskussionsteil betonte *Wolfgang Dahmen* noch einmal den Mehrwert dieses Projektes und das viele neue Material, das im Laufe der Zeit gesammelt wurde.

Das Panel II: Zur Bedeutung von Namen in ethnisch-sozialen und sozio-linguistischen Kontexten eröffnete *Anton Sterbling* (Fürth) mit seinem Vortrag „Banater Schwaben, Donauschwaben, Rumäniendeutsche – Multiple Identitäten oder konkurrierende Bezeichnungen?“. Sterbling gab einen kurzen Abriss über die Geschichte der Banater Schwaben und deren Ansiedlung im 17. und 18. Jahrhundert. Es gab systematische Ansiedlungsprozesse, auch bei Italienern und Slawen, und es gab Rückwanderungen. Die Banater Schwaben kamen aus süddeutschen Gebieten.

Im Anschluss folgte eine Ansiedlungsgeschichte der Donauschwaben. Zur Festigung ihrer Identität trugen Feste und Feiern bei, beispielsweise die Kirchweih. Eine kollektive Identität und historische Bedingungen prägen den Begriff der Banater Schwaben. Es gab fünf „Identitätstypen und Assimilationsformen“: Erstens den volksbewussten deutsch-ungarischen Identitätstyp, zweitens den unpolitischen Kulturdeutschen, drittens den Hungarus-Typus, der kulturell Deutscher, politisch aber Ungar war, viertens den bewussten Assimilanten, der madjarischen Herrenschicht zugehörig, und fünftens den *Madjarone*, der seine eigene deutsche Vergangenheit verdrängte und sogar verfolgte (=> Madjarisierung der Namen).

Der Begriff „Donauschwaben“ wurde erst Ende des Ersten Weltkriegs nach Untergang der Doppelmonarchie verwendet; er wurde ins Leben gerufen nach dem Ende der politischen Einheit. Davor war der Begriff „Ungarndeutsche“ unproblematisch. Der Begriff „Rumäniendeutsche“ ist in der Zwischenkriegszeit aufgekomen; es war eine ideologisch ganz bewusste und instrumentalisierte Begriffsbildung. Dadurch sollten die Besonderheiten der Deutschen in Rumänien hervorgehoben werden, aber auch die rumäniengebundene Identität der Deutschen. Der Begriff „rumäniendeutsche Literatur“ steht in Abhebung zu „rumänische Literatur“. Insgesamt gesehen lässt sich *Nomen est omen* nicht ohne gründliche Analyse beantworten. Im Diskussionssteil wurde nach der Verzahnung zwischen Ethnonymen und Identitätskonstruktionen gefragt, die *Sterbling* noch einmal pointiert darlegte.

Die Untersuchung von Flurnamen stellten *Wolfgang Dahmen* (Bamberg) und *Sam Mersch* (Luxemburg) in ihrem Vortrag „Können uns Flurnamen etwas über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen sagen?“ vor. Die Siebenbürger Sachsen stellten die größte deutsche Bevölkerungsgruppe in Rumänien dar. Die historische Quellenlage über ihre Anfänge ist nicht ausreichend und lässt keine Aussage über die Herkunft der Siebenbürger Sachsen zu. „Hospites“ waren erste Siedler, denen Privilegien zugestanden wurden, ihre Herkunft war aber nicht klar. Die „Saxones“ siedelten eintausend Jahre lang im Karpatenbogen. Aber vielleicht sind sprachliche Aussagen

hilfreich. Hierfür zogen Dahmen und Mersch die Untersuchung des Luxemburgers *de Fellers* zu Sprachähnlichkeiten des Luxemburgischen mit dem Deutschen der Siebenbürger Sachsen und „Die Bistritzer Mundart verglichen mit dem Moselfränkischen“ von *Gustav Kisch* heran. Von Siebenbürgen aus sollte eine Expedition an den Oberlauf der Mosel unternommen werden, doch der Glaube an die Urheimat wurde verworfen, da diese nicht rekonstruierbar war. Da Toponyme aussagekräftiger sind, wurden Flurnamen aus 107 Zettelkästen im Rheinischen Flurnamenarchiv an der Universität Bonn untersucht. Das Material wurde wahrscheinlich vor oder in den 1930er Jahren im rumänischen Raum gesammelt. Flurnamen sind Namen eines (vormals) unbesiedelten Ortes. Die Vortragenden kommen zu dem Schluss, dass Flurnamen es aber auch nicht zulassen zu sagen, die Siebenbürger Sachsen seien aus dem Raum Trier/Luxemburg gekommen. Im Anschluss wurde über die Rolle der Toponyme in Bezug auf die Sachsen in Südosteuropa und über die wichtige Rolle der Toponyme insbesondere im Bereich der Dialektologie zur Untersuchung von Herkunftsfragen diskutiert.

Einen Überblick über den vieldeutigen und stereotypenhaften Gebrauch der Bezeichnung „Vlache“ gab *Thede Kahl* (Jena) in „Vlachen – von der Vieldeutigkeit eines Ethnikons“. Beginnend mit dem Bericht eines 13-jährigen in der österreichischen Zeitschrift „Biber“: „Ich bin Wala-che!“ schlug Kahl den Bogen von der synchronen Breite des Ethnonyms bis hin zu den ältesten Erwähnungen der „Vlachen“ bei Caesar. Dabei nannte er als Einstieg nur einige dieser semantischen Begriffe, etwa *Vlache* aus dem Timok-Tal, oder Stereotype wie: etwas Unbekanntes, ein geheimes Volk, weiße und schwarze Magie *vlaška magija*, oder *vlaški jezik* im Serbischen (bezogen auf Rumänischsprachige), oder das Klischee im Griechischen: Vlachen als Schäfer, die ein nomadisches oder halbnomadisches Leben führen. Caesar erwähnte in „De bello gallico“ *volcae* und ging davon aus, dass sie östlich des Rheins siedelten. Bei Strabo wurden sie *ou-olkai* genannt. In byzantinischen Quellen sind *vlahi* Lateinsprecher oder Romanischsprecher. Heute sind griechische *vlahoi* und slawische *vlasii* Dorftrottel oder korrupte Bürgermeister, im Germanischen *welsche*. Toponyme in mittel-

alterlichen Chroniken sind Große Walachei und Kleine Walachei. Im Roman „Erotokritos“, der im antiken Athen spielt, gibt es den Krieg der Vlachen gegen Athen. Bei den burgenländischen Kroaten gibt es eine Siedlung der Vlahi. Sie sprechen heute kein Vlachisch mehr, aber das Ethnikon ist geblieben, so wie auch „Vlachen“ als Nachnamen. Kahl zeigte sehr deutlich, welchen Wandel das Ethnikon seit seiner ersten Erwähnung bei Caesar durchmachte und welche zeitliche und geographische Verzweigung/Untergliederung es in Südosteuropa erfahren hat. Im Anschluss wurde über die Rolle der Vlachen auf dem Balkan diskutiert.

Christoph Giesel (Jena) stellte in seinem Vortrag „Personen-, Familien- und Stammesnamen als Indikatoren slawisch-albanischer Symbiosen im westsüdslawischen und nordalbanischen Raum“ ethnische, sprachliche, soziale, kulturelle, historische und politische Interferenzen zwischen Albanern und Slawen auf dem Balkan dar. Hypothesen von gemischt slawisch-albanischer Symbiose gibt es bei den Personen und Familien Miloš Obilić, Skanderbeg, Arsenije III. Crnojević und den Karađorđevići (serbische Adelsfamilie). Laut Vuk Karadžić gibt es ein montenegrinisches Volkslied, in dem Skanderbeg Crnojević als Begründer des nordalbanischen Stammes Bušatlić/Bušlatović besungen wird. Eine heutige Symbiose stellt sich in der Gastronomie in Form eines *Karađorđeva šnicla / Shnicëll Skënderbeu* (Karađorđević-Schnitzel, montenegr. / Skanderbeg-Schnitzel, alb.) auf einer Speisekarte dar. Für seine Untersuchung zog Giesel Interviews, Quellenstudien und Grabsteine als Zeugnisse albanisch-slawischer Symbiosen heran. In der Diskussion wurden die große Fülle des zu bearbeitenden Materials und die schwierig anzuwendenden Methoden kritisch besprochen.

Lumnije Jusufi (Berlin) stellte in ihrem Vortrag „Albanische Toponyme in Nordmazedonien zwischen regionalem Ursprung und nationalem Wahnsinn“ das Chaos in der Schreibung von Ortstafeln in Nordmazedonien am Beispiel der Region Kërçova/Kičevo dar. Ortstafeln sind zwar eigentlich nur Verkehrsschilder, stehen aber als Symbol für Heimat und Identität. Der Forschungsstand in Bezug auf Ortstafeln in Südosteuropa ist lückenhaft. In der Toponymie ist

seit 2004 im heutigen Nordmazedonien per Gesetz Zweisprachigkeit festgelegt, doch es tummeln sich pseudo-albanische Namen und andere grammatikalische Fehlerquellen. Auch findet man noch alte Ortstafeln aus jugoslawischen Zeiten. In Nordmazedonien sind Ortstafeln zum einen zentral geregelt, wobei diese zweisprachig Albanisch (Pseudo-Albanisch, Minderheitenrechte) und Mazedonisch sind, aber auch zwei Schriftarten fürs Mazedonische gebrauchen, Kyrillisch und Lateinisch. Zum anderen gibt es in Nordmazedonien auch kommunal geregelte Ortstafeln, welche einsprachig in Abhängigkeit von der Zusammensetzung der Einwohner sind. Diese post-jugoslawischen Ortstafeln sind problematisch. So enthalten die albanischen eine Reihe von Fehlern unterschiedlichen Charakters. Kommunale Schilder werden an lokale Toponyme angepasst. Somit sind die Dorfnamen alle richtig und albanisch. Die Ortstafeln mit falschen Toponymen und die kyrillischen Varianten werden von der Lokalbevölkerung übermalt und Fehler im Albanischen korrigiert. In der Diskussion wurden die (nationalistischen) Motive dieses Durcheinanders sowie die Problematik der an die Standardsprache angepassten Toponyme besprochen.

Katja Ackermann (Wien) stellte in „Sprachgeschichte der Ortsnamen Albanien: Ein erster Bericht“ das am Forschungsbereich Balkanforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften angesiedelte Projekt zur historischen Entwicklung von Toponymen in Albanien vor. Die Ortsnamen werden in einer Datenbank erfasst, in welcher historische Belege, Ortsnamen von der Antike bis zur Neuzeit und Toponyme in Karten von Open StreetMap und Geonames dargestellt werden. Da Albanien kein amtliches Ortsnamenverzeichnis hat, werden als Quellen Wörterbücher, klassische Karten und Onlinekarten hinzugezogen. Ein Problem bei den Quellen ist, dass sich Namen in gedruckten und digitalen Quellen unterscheiden. Eine zeitliche Einordnung ist oft nicht möglich. Eine Schwierigkeit besteht in der ungenauen Darstellung der Orte auf Internetkarten, weil die geographischen Angaben variieren. Um Ortsnamen zu verifizieren, wird während des Projektes ein Crowdsourcing durchgeführt. Bei den historischen Quellen gibt es eine überschaubare Zahl an Toponymen. Dazu werden Daten aus osmanischen Quellen

gestoßen, seine Popularität sei rapide gesunken. Nach seiner Ermordung im Jahr 2003 sei er wieder sehr populär gewesen. Vorher hätten 24 Prozent der Bevölkerung seine Arbeit positiv gesehen, nach seiner Ermordung seien es über 60 Prozent gewesen. Das Attentat habe zur Glaubwürdigkeit und Legitimität seiner Politik geführt. Wofür sein Name heute stünde, hinge vom jeweiligen Standpunkt ab. In den Erinnerungen sei Đinđić einer der bedeutendsten Staatsmänner der serbischen Geschichte, Reformler und größter serbischer Europäer, Opfer eines Attentats, Verräter und Krimineller. Der Name Đinđić werde staatlich vereinnahmt, auch durch seine ehemaligen politischen Gegner. Vojislav Šešelj habe in seiner Rede am Grab von Milošević Đinđić in den Mittelpunkt gestellt. Die Erinnerungsfigur sei zu einer historisch bedeutsamen Figur geworden, ohne dass jedoch dabei der historische Kontext berücksichtigt worden sei. Đinđić sei für manche ein Märtyrer, für andere ein politisches Gespenst. In der Diskussion wurde auf die Gerüchte über Đinđićs Verwicklung in illegale Kreise sowie auf die Parallelen zu Ibrahim Rugova (Kosovo) hingewiesen.

Im letzten Panel der Tagung, „Bedeutung von Namen in Literaturwerken“, stellte *Silvia Petzoldt* (München) in „Die Namen erzählen. Zur Namensgebung im Roman ‚5 Liter Zuika‘ des siebenbürgisch-sächsischen Autors Paul Schuster (1930–2004)“ dar, wie Fremd- und Selbstbezeichnung in den Werken siebenbürgischer Minderheitenautoren gestaltet werden. Paul Schuster sei einer der bedeutendsten deutschen Autoren aus Rumänien. Der Roman sei 1961/1965 in zwei Bänden in Bukarest erschienen. Die Zensur habe maßgeblich in den Roman eingegriffen, weil er inhaltlich nicht mit der

herrschenden Ideologie kompatibel gewesen sei. Erst nach einem Kompromiss habe der erste Band erscheinen können. Im Roman gehe es um die Familie von Thomas Schieb aus Kleinsommersberg als Ort der Geschichte.

In ihrer Einleitung gab *Petzoldt* einen breiten Überblick über die Bedeutung von Namen in der Literatur. Interessant beim besagten Roman seien nicht nur die Namen an sich, sondern auch eine breite Palette an Variationen, die von den eigentlichen Namen abgeleitet würden. Wirtschaftliche und wichtige Persönlichkeiten würden mit Namen genannt, andere seien nur der „kleine Dicke“ oder würden nach anderen Eigenschaften benannt. Interessant im Roman seien auch die nach Ethnien abgetrennten geographischen Räume. Als Fazit nannte *Petzoldt*, dass Namen wiederkehrende Figuren ermöglichen und verschiedene Informationen zu den Figuren gäben, ohne große Um- und Beschreibungen. In der Diskussion wurde auf die Schwierigkeit des Textverständnisses für breitere Leserkreise und die Bedeutung für Namenslosigkeit in literarischen Werken hingewiesen.

Als Abschluss kamen noch einmal die Organisator*innen zu Wort. *Gabriella Schubert* bewertete die Durchführung als Präsenzveranstaltung sowie die Beiträge und die Diskussionen als sehr positiv, ebenso die thematische Breite der Beiträge. *Anton Sterbling* wies auf die geschickt gewählte Thematik hin, welche für Interdisziplinarität sehr gut geeignet gewesen sei. Im Ausblick gingen beide auf den anstehenden Tagungsband ein, der in der Reihe „Forschungen zu Südosteuropa. Sprache – Kultur – Literatur“ erscheinen soll.